

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

22.8.1920 (No. 34)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 34



22. Aug. 1920

Joseph Bernhart / Hans Heinrich Ehrler.

Hans Heinrich Ehrler hat mit seinen Gedichten und Erzählungen keinen prallen Erfolg aufzuweisen. Ihm gehört, wie es scheint, die Gunst einer anspruchsvollen Leserschaft, die sich weder ihre Meinung auf dem Forum holt noch für ihre Männer forensische Geltung beansprucht. Um so mehr ist es an der Zeit, den Namen dieses martfernen Schwaben in Umlauf zu bringen. Es liegt von ihm bis heute ein gut halb Duzend Bücher vor, genug, um sich die wesentlichen Linien des Geistes, der sich durch sie darstellt, deutlich zu machen.

Der Dichter tritt mit dem gewürfelten Reichtum seines Stammes auf und besitzt das mehrfache Bürgerrecht von Bezirken, die nur in Schwaben nachbarlich zusammenstoßen. Kindliche Schauer der Treue zur heimatischen Scholle rütteln den Schweifenden, den es immerfort gelüstet, durch den ganzen Kosmos hin zu abenteueren, der Träumer spricht mit morgendlich wachem Urteil, der Zweifler hält mit dem Gemüt die Dinge fest, die der Notstand längst hat fahren lassen, der ausbündige Romantiker zwingt sich zum Behorjam gegen die Regeln klassischer Zucht. Die Natur hat den Poeten Ehrler der lyrischen Fakultät zugewiesen, und wenn die Hälfte seines vorgelegten Werkes in erzählender Prosa auftritt, so reicht ihr epischer Gehalt doch nicht aus, die Bedeutung des Erzählers gegen die des Lyrikers aufzuwiegen.

Das Stoffgebiet der Gedichte fällt mit dem der älteren Romantik ungefähr zusammen und ist am leichtesten negativ zu bestimmen: es fehlen die Gegenstände, die viele heute dem lyrischen Erlebnis und Ausdruck gewinnen wollen: die Leistungen der technischen Zivilisation und der um seiner selbst willen unaufhörlich rege Aktivität der Arbeit. Sein lyrischer Radius bestreicht eine geringe Breite, innerhalb dieser reicht er um so weiter in die Tiefe. Die seelische Verwandtschaft mit Mörike und seinesgleichen ist nicht zu verkennen, aber sie ist um vieles schwächer, als der Dichter selber glaubt und gelegentlich zwischen den Zeilen erkennt wissen will. Mit dem Stammesgenossen hat er die poetische Lebensstimmung, die humanistische Zucht und Bewältigung des romantisch andrängenden Weltstoffes gemeinsam, von ihm verschieden ist er durch die geringere dichterische Quellkraft, durch die Herleitung und Erarbeitung dessen, was dem Pfarrherrn gnadenweise zufiel und leichter, melodische Form gewann. Das hinderte nicht, daß Ehrler seine lyrische Konzeption mit erstaunlicher Künstlerschaft in den zwingenden Ausdruck umsetzt. Alles was er bis auf diesen Tag geschrieben, Gedichte und Erzählendes, stammt von einem Kömmer, der bis in die Fingerspitzen von literarischer Kultur erfüllt ist und das Wort mit einer unübertrefflichen Empfindlichkeit wägt und meistert. Er hat wohl keine Zeile ohne künstlerische Rechenschaft vor sich selbst geschrieben, und allerorten ist die Natur unter die Taufe einer subtilen Kultur genommen. Nach Schillers Wortgebrauch ein durchaus künstlicher Mensch, sendet er den in der lyrischen Zeugung ge-

wonnenen Stoff durch ein abkühlendes Medium, das in jedem Falle, es mag sich um begriffliches oder sinnliches Bemühen handeln, als Dämpfung und Entfernung wirkt. Der distinguierte Stoff tritt in gleichermäßen subjektiv geprägter Form auf, mit all den Merkmalen eines kömmerisch errungenen Adels, der freilich auch das Vorspiel in der Werkstatt, die wählerische Sucht und die Mühe der Vollendung nicht überall vergessen läßt. Hier und dort hat auf dem ungetilgten Wege vom Erlebnis zur Sprache die Bestiffenheit ihre Spur zurückgelassen. Ehrlers Minerva ist wahrhaft schön, untadelig und mit göttlicher Würde angetan, aber der Kopf des Jupiter, dem sie entsprungen, blickt zuweilen hinter ihr hervor und beirrt die reine Hoheit der Erzeugten, die man lieber — das ist nur einmal das Grundgebot großer Kunst, und auch der lyrischen — absente Jove erscheinen sähe. Indes verbleibt im lyrischen Gesamtwerk ein großer Teil, der auch jenen höchsten Anspruch erfüllt. In jedem der Bände „Lieder an ein Mädchen“, „Frühlingslieder“, „Die Liebe leidet keinen Tod“ und im letzten zumal, „Gedichte“, der Älteres und Jüngstes in eine golden reife Garbe faßt, stehen vollendete Gebilde, schweren Gehaltes mit Flaumenteichte schwebend. Dann erweist sich, daß der formbemühte Künstler doch vom Stamme jener Wenigen ist, aus deren Vermögen zur Poesis die Welt dichterisch gezeugt sein will. In solchen Stücken scheint die Reichweite des Ausdrucks für das fast Unsagbare die Grenze des sprachlich Möglichen zu erlangen, und das Künstlerische ist hier so ohne allen Rest in die Notwendigkeit des Dichterischen eingegangen, Sein und Schein der Dinge aus dem formenden Verwahr des lyrischen Innern so rein und verklärt zurückgegeben, Welt und Seele so ins nämliche Ereignis geronnen, daß man Ehrler um dieser Gedichte willen unter die bedeutenden Lyriker deutscher Zunge, und dies ohne zeitliche Beschränkung, einzureihen hat: denn das Vermögen eines Dichters bestimmt sich gerechterweise nach dem Besten, was ihm gelungen.

Mit dem Lyriker hat der Erzähler zu kämpfen. Dies gilt von allen drei Bänden, auf die sich das Urteil über seine Prosa bis heute berufen kann. Es sind die „Briefe vom Land“, „Die Reise ins Pfarrhaus“, „Der Hof des Patrizierhauses“. (Alles bei Strecker und Schroeder, Stuttgart.) In diesem letzten Bande, einer abgestimmten Sammlung kleiner Stücke, kommt er den Forderungen des Epischen am nächsten. Nach einzelnen daraus läßt sich in getrosteter Erwartung sagen: jener Kampf ist noch im Gange und entläßt am Ende noch den Epiker als den gleichstarken, unbesiegteten Partner. Wer auf die Reinheit der ästhetischen Begriffe, auf die Integrität der literarischen Gattungen dringt — freilich, wer tut dies heute noch! — hat an Ehrler ein Schulbeispiel von wertvollstem Stoff für seine Untersuchung. Wenn es gleichgültig ist, mit welchen Mitteln und in welchem Grundverhältnis zu den großen Kategorien des literarischen Ausdrucks schließlich die zwingende Wirkung

eines Stoffes erreicht ist, der hat keinen Anlaß, Ehrlers Prosa unter seine Verse zu stellen. Fast immer überzeugen, fesseln und gefallen Gegenstand, Darbietung und Gehalt, höchste Kultur weht aus allen Blättern, letzte psychologische Schärfe entblößt das Innere der Menschen, und glaubhaft Geschehendes ereignet sich hinter dem vom Dasein selbst gewährten Schleier einer Poesie, die den Mit-erlebenden in die gelinden Schauer der Unbegreiflichkeit des Wirklichen versetzt. Dies alles ist ja unendlich mehr, reifer, edler, als was der Durchschnitt der schreibenden Tröpfe zu geben hat. Aber am Wesen und Geheimnis des Epischen in seiner Reinheit und Größe gemessen, bleibt Ehrler manches schuldig. Bis nahe hin ans wünschenswerte Ziel ist ihm die eine und andere der kleinen Erzählungen gelungen, desgleichen auch der „Roman“ der „Briefe vom Land“. Mit höchstem Geschick ist hier das technische Problem erledigt, den überlegenen Anstifter einer Ehedlung sein seelisches Verführungswerk in der Briefreihe seiner Seite allein vollbringen zu lassen. Kaum bedarf es da und dort der Einflechtung des Echos von der anderen Seite, weniger Striche nur zur Zeichnung der Lage drüben und der fehl am Ort gebundenen Frau, und dennoch mangelt dem Bericht von dem erregenden Prozeß der Eroberung nichts zur totalen, restlos bezwingenden Wirkung auf den Leser. Mit tausend Fäden des naiv gewandeten Raffinements spielt der bukolische Schwärmer und Erzpoet Nikolaus Köstlin das Weib eines politisch betriebsamen Weltmanns aus der Stadt zu sich heran und macht es zum seinigen. Der menschlich und kulturell bedeutende Gehalt des Buches erbiethet sich in sanfter Strömung, die das dämonische Vermögen ihres Elements im Spiel ihrer Reize verbirgt. Den Sieg erzwingt sich der Werbende mit stetig schreitender Notwendigkeit, und am Ende kann er sagen: „Ich wurde der Verführer deiner fraulichen Jungfrauschaft. Ich besprach dich in die Ferne, setzte dich unter den Zauber meines Verlangens und hängte über dich den Magnet meines Willens. Und ich sah, wie der Reiz der unermüdbaren Herbeiwünschung auf dich wirkte, wie nach und nach die süßen Antworten deiner aufgeträumten Sehnsucht kamen, gleich den Schwalben, zuerst eine, dann andere, dann alle, wie die geliebten Dinge deines dortigen Seins um dich abblättern und in ihrem Kern die neue Blüte trieb. — Ja, ich habe dich gerufen. Mit dem Rechte dessen, der, so weit es zu finden ist, Heil gefunden hat und, soweit sie zu geben ist, Heilung geben kann. — Ich rief dich, die Wahlverwandte. Und du bist gekommen. Du kommst.“

Die Briefform kommt dem Dichter dieses Buches erleichternd entgegen, denn seine Meisterschaft im Zeichnen und Entwickeln hängt an der Gelegenheit, musikalisch zu verfahren. Die Summierung des in seiner Enge bewältigten Kleinen ersetzt ihm den schwerigeren Duktus einer straffen Komposition. Musisches Gefüge, indem das Totale in ruckweise aggregierender Anordnung des Einzelnen vollbracht wird, ist auch „Die Reise ins Pfarrhaus“. Man kann sie einen Bildungsroman nennen und darf dabei die Angabe des Innentitels „Um das Jahr 1885“ nicht übersehen. Es handelt sich in dieser Geschichte des sechzehnjährigen Jakob Meister, dem sein Name nicht ohne den Gedanken an seinen Vetter Wilhelm erteilt ist, um die Darstellung des Schrittes von der jugendlich drangvollen Gläubigkeit ans Ueberweltliche zur wissenden Bescheidung beim Menschlichen allein, zugleich um das Raisonnement über die Teilmächte und das Bildungsziel des im Sinn des Buches wünschenswerten Humanismus. Was er in sich begreift, ist die Natur im Goetheschen Verstande, das antikisch gerichtete Geistesleben, die Religion eines um sein Jus canonicum erleichterten Katholizismus, der das Seelische franziskanisch gewähren läßt und das Geistige in seiner Richtung auf klassische Bildung nicht daran hindert, den dogmatisch auftretenden Mythos als unvergänglich wahres Symbol fürs menschliche Soll und Haben zu deuten. Ein Pfarrer, der sein Priestertum mit solchem Humanismus längst in Einklang gebracht, eine Frau von reifer, edler Bildung, die als verwitwete Mutter reizvoller Zwillingschwester jenem Pfarrer insgeheim ihre auch dem sinnlichen Spiel nicht abholde Freundschaft schenkt, andere Vertreter des geistlichen Standes von absonderlicher Prägung, darunter ein allverbrüderter Poverello, ein struppiger Naturbursch von Lehrer, ein Judenmädchen von sinnlich erregender Macht; das ungefähr ist der Kreis der Menschen, die dem jungen Meister in den paar Monaten seines Aufenthalts im Pfarrhaus zum inneren Werden verhelfen. Fünfundzwanzig Jahre später, nach vielem Wechsel in Beschäftigung und Liebe, schlürft der unnervig geratene Poet an wehmütvoll verbläster Stätte das Gedächtnis jener Jugendtage und bleibt nach aussichtsloser Liebe zur

tatgewillten Lehrerstochter als gläubiger Vertreter des Ideals eines geheimen Humanistenbundes an der Seite der alternden Freundin des heimgegangenen Pfarrers, die nach dem Tod ihrer Kinder mit ihm zusammen den literarischen Ertrag der verstümmten Kunde der Welt in Büchern übergibt.

Dieser farge Bericht gibt nun freilich keine Ahnung vom Gewicht des Buches. Menschen, Dinge und Zustände, Fragen des Herzens und der Kultur erscheinen bei aller Lockerheit des Vordergrundes in so gedrängter Fülle, daß es mit summarischer Lesung nicht getan ist. Nicht im entferntesten möchte Ehrler eine Weltanschauung geben, wenn's hoch kommt, eine Lebensauffassung, aber auch mit ihr wäre der Gehalt nicht ausgeschöpft. Er liegt vielmehr im künstlerischen Vortrag einer sublimierten Welt- und Menschenkunde. Aufs feinste juwelierte Stücke, Gedichte in Prosa, fügen sich Bild um Bild zu einer dem Alltag ungewohnten Kleinwelt, deren haltendes Prinzip eine geheime Forderung ist: das Gebot eines humanistisch geschliffenen Menschenadels, der seine nicht astetisch, sondern um des feinsten Selbstgenusses willen gedämpfte Innenwelt wider den fremd verwirrenden Ansturm des Neufieren behauptet.

Das Buch ist gesättigt vom parfum d'auteur. Die schlanken Sätze gehaben sich episch, aber zwischen ihnen steckt das Lyrikon, und sie selbst sind präzios gefüllte Blüten einer Sprache, in der die Dinge nicht in ihrem schlichten An-Sich, sondern von der Eigenart ihres Beobachters geladen erscheinen. Das Epische aber hat keinen gefährlicheren Widersacher als den geistreichen Treffer. Ehrler zwingt den Leser oft Satz für Satz zum genießenden Verweilen über Wörtern, Wendungen, Feinheiten des Schließes, nötigt ihn zur Anerkennung seiner Meisterschaft im Pointieren und zieht so allzuleicht das Interesse von der Sache, die er will, auf sich und seine Könnerschaft hinüber. Am Ende fühlt man doch: der Gegenstand trägt sich nicht selber vor, er wird vom Dichter mit einer Kunst, die sich selbst betont, vorgetragen, und so ist's mit dem Epischen vorbei. Nicht die fühlbare Anwesenheit des Autors selber meinen wir — wie gern und vernehmlich besprechen Cervantes, Fielding, Scott u. a. im Erzählen selbst das Erzählte, aber sie wahren überall den Abstand zwischen den beiden sauber geschiedenen Zonen: dem Berichterstatter, der sich seine spielende Freiheit wahrnt, und dem Stoff, der in seiner Selbstgeschicklichkeit nicht berührt wird. Ehrler wie fast die gesamte moderne Romankunst, am tollsten die Herren von der Expression, lassen den Stoff am Ich gerinnen und vollbringen so mit allem Aufgebot von Geist, Wiß, ja Tiefe keine große, dauerhafte Welt.

Es ist kein Zweifel, daß die ästhetische Stellung eines Autors mit seinem Ethos zusammenhängt — Goethe rügt an Platen, daß ihm die Liebe fehle. Was nun Ehrler betrifft, so steht hier nicht seine Antwort auf ethische Probleme in Rede, und auch die Vorherrschaft einer nicht eben naturfrischen, vielmehr aufs Raschen und Lasten erpichten Sinnlichkeit kann man als Sache des Geschmacks und der mehr oder minder femininen Anlage auf sich beruhen lassen: die tiefere Angelegenheit ist das unfreie Haftens an sich selbst, eine Art von Flirt mit der eigenen Art und Erfahrenheit. Gerne möchte man an seinem Reichtum diesen Zug vermissen, um so mehr, als er dem begnadeten Talent die volle Entfaltung seiner Potenzen und der Gewinn des letzten ihm erreichbaren Zieles versagt. Er hält sein Künstlertum frei von Weltanschauung, die Partei wird — wie hat selbst einem Gottfried Keller das Gegenteil geschadet; doch er liebt und hegt sich selbst als den Poeten, und durch diesen, obzwar mit Grazie getragenen Schleier ergreift er die Welt so wenig mit der großen Beherztheit und dem Selbstvergessen des wahren Epikers, als sie hinwieder ihr Ebenbild in unverstellter Lauterkeit zurückerpflanze. Mag sich bei schwächeren Begabungen ein solcher Hinweis auf die innwohnenden Gebote der literarischen Formen von selbst erübrigen, gegenüber einer Erscheinung von Art und Fülle Ehrlers scheint er am rechten Ort; denn die Ansätze zum vollen epischen Gelingen sind zu stark und bedeutend, der Wunsch einer zum Aufbau gewillten Kritik, einen der fähigsten Zeitgenossen voll singulärer Kultur auf dem Gipfel seiner Möglichkeit zu sehen, viel zu sehnlich, als daß wir Hindernis und Mangel hätten verschweigen können. Alles in allem: Dieser Schwabe tritt in naturgegebenen Grenzen als tiefer Kenner, als vornehmer Deuter der Menschen und Dinge auf, im Adel seines blutvollen, am Eigensten gesättigten Ausdrucks hat er das Ziel der Jüngsten mit kluger Meidung seiner Klippen schon vorweg besetzt, und um des Köstlichen willen, das ihm geschenkt und das er uns geschenkt, ist er zu noch mehr verpflichtet.

Reinhold Selbing / Hindenburg, der Mensch.

(Schluß.)

Hindenburg, der Vaterlandsfreund.

Wer zur Einsicht gelangt ist, daß die Frage unseres Wiederaufbaues nicht in erster Linie eine Systemfrage ist, sondern daß alle Kräfte nutzbar gemacht werden müssen, die aus der Persönlichkeit spritzen, der wird auch nicht zuerst fragen, ob die politischen Grundgedanken des andern falsch oder richtig sind, sondern auf welchem Boden sie wachsen. Und da möchte ich den Leser des Hindenburgbuches sehen, der nicht ergriffen ist von dem tiefen, fast religiös anmutenden Vaterlandsgefühl des Mannes. Wohl betont er begreiflicherweise an manchen Stellen seines Werkes sein Preußentum. Aber er hat die Bedeutung des deutschen Gedankens erkannt. Am meisten kommt natürlich seine Vaterlandsliebe zum Ausdruck im Stolz auf die Leistungen des deutschen Heeres. Jedoch er hat auch die Bedeutung des wirtschaftlichen und geistigen Aufschwungs des deutschen Volkes durchaus erfasst. Und er bleibt dabei auch nicht an der Oberfläche haften, er sucht den Geist, der hinter dem allen steht. „Ich habe die feste Zuversicht, daß auch diesmal der Zusammenhang mit unserer großen reichen Vergangenheit gewahrt, und wo er vernichtet wurde, wieder hergestellt wird. Der alte deutsche Geist wird sich wieder durchsetzen, wenn auch erst nach den schwersten Läuterungen in dem Glutofen von Leid und Leidenschaften. Unsere Gegner kannten die Kraft dieses Geistes; sie bewunderten und haßten ihn in der Werktaetigkeit des Friedens, sie staunten ihn an und fürchteten ihn auf den Schlachtfeldern des großen Krieges. Sie suchten unsere Stärke mit dem leeren Wort „Organisation“ ihren Völkern begreiflich zu machen. Den Geist, der sich diese Hülle schuf, in ihr lebte und wirkte, den verschwiegen sie ihnen. Mit diesem Geiste und in ihm wollen wir aufs Neue mutvoll wieder aufbauen.“

Hindenburg, der Gefolgsmann.

Es wird niemand wundern, daß für Hindenburg der Vaterlandsbegriff untrennbar ist von der Kaiseridee, und daß er an diesen Gedanken auch nach den Novemberereignissen festhält. Wenn man die herben Urteile gelesen hat, die Tirpitz in seinem Buche über die Fähigkeiten Wilhelms II. fällt und die läbliche Art kennt, in der Ludendorff über den Kaiser schreibt, so staunt man über die rührende Anhänglichkeit, die Hindenburg seinem Herrscher gegenüber an den Tag legt. Seine Kritik macht nicht nur Halt vor dem Thron, er bemüht sich auch, alle guten menschlichen Eigenschaften Wilhelms II., die er zweifellos besitzt, geistlich hervorzuheben und schweigt von allem anderen. Wir wissen jetzt doch alle zu viel, um befürchten zu müssen, daß dadurch ein falsches Bild entstehen könnte. Vielleicht bewahrt seine Methode sogar vor Einseitigkeit des Urteils, aber es dürfte doch auch den meisten Monarchisten schwer fallen, Hindenburg auf diesem Wege zu folgen, oder sich gar seine Ausdrucksweise anzueignen, wo er von diesen Dingen spricht („allergründigst, alleruntertänigst“). Vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet ist allerdings seine Darstellungsweise vielleicht erfreulicher, als die der andern. Wir fühlen uns an die Gefolgsmänner unserer Heldenzeit erinnert, die sich schützend auch vor schwache Könige stellten und nicht allein zurückkehren wollen, wenn der Gefolgsherr fällt. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.“

Hindenburg, der Freund.

Dies Wort gilt auch von der Art, wie Hindenburg sich über seine Freundschaft mit Ludendorff ausdrückt. „Ich hatte dem General Ludendorff die Treue des Kampfgenossen zu halten, wie sie uns in der deutschen Volksgeschichte von Jugend an gelehrt wird, die Kampfstreue, an der namentlich unser ethisches Denken so reich ist.“ Nach der Schilderung des Abschieds Ludendorffs heißt es: „Bis zum heutigen Tage, ich schreibe dies im September 1919, habe ich meinen vielfährigen treuen Gehilfen und Berater nicht wiedergesehen. Ich habe ihn in meinen Gedanken viel tausendmal gesucht und in meinem dankerfüllten Herzen stets gefunden!“

Hindenburg, der Menschenfreund.

Auch für den Menschenfreund und Soldatenvater Hindenburg sprechen seine eigenen Worte am besten, und ich möchte wünschen, daß diese später nicht verdrängt werden durch Anekdoten, die das Bild von großen Männern in der Geschichte zum Teil so arg verzerren. „Auch während des Weltkrieges“, erzählt er, „nahm ich gern Gelegenheit, Söhne meiner Mitarbeiter, meiner Bekannten oder gefallener Kameraden bei mir als Gäste zu haben, ein günstiger Umstand gab mir sogar Veranlassung, die Feier meines in den Krieg fallenden 70jährigen Geburtstages damit zu beginnen, daß ich drei kleine Kadetten in Arcuznach von der Straße weg an meinen mit ehbaren Gesichtern reich besetzten Frühstückstisch rufen lassen konnte. Sie traten vor mich hin, so wie ich die Jugend liebe, frisch und unbefangenen, lebhaften Bilder längst vergangener Zeiten, Erin-

nerungen an selbst erlebte Tage.“ Vor der Schlacht bei Soissons und Reims im Mai 1918 hat nach dem Zeugnis eines gefangenen feindlichen Offiziers ein in die Hände der Gegner gefallener deutscher Unteroffizier durch seine Angaben die Franzosen irreführt. Hindenburg beschreibt diesen Vorgang und fügt hinzu: „Vielleicht kommen diese meine Erinnerungen dem braven deutschen Soldaten zur Kenntnis. Ich drücke ihm in Gedanken die Hand und danke ihm im Namen des ganzen Heeres, dem er einen so unschätzbaren Dienst erwies, und im Namen von vielen Hunderten, ja vielleicht von Tausenden braver Kameraden, deren Leben er durch seine Geistesgegenwart erhalten hat.“ Hindenburg spricht mit großem Humor von den vielen strategischen Ratschlägen, die er aus der Heimat erhielt und von deren gewissenhafter Prüfung im Großen Hauptquartier und erkennt dabei das richtige strategische Gefühl eines solchen jungen Mannes an, dies ins einzelne ausführend. Die „weichen Herzen nach hartem Männerkampf“ rühren ihn, auch wo er sie bei den Feinden findet, so bei dem gefangenen Tommy, der dem sterbenden deutschen Kameraden in St. Quentin die Mutter erseht. So sieht der fürchterliche Mann in der Nähe aus, der in einer amerikanischen Zeitung bildlich dargestellt war, wie er mit Wollust der Kreuzigung eines gefangenen feindlichen Soldaten beivohnt. Es ist übrigens bemerkenswert, wie leicht bei dem Schriftsteller Hindenburg diese anekdotenhaften Züge sich dem Gesamtbilde belebend einfügen, das er von der strategischen Lage und den kriegerischen Ereignissen entwirft.

Hindenburg, der Philosoph.

Hindenburg hat vielleicht so wenig wie Anzenrubers Steinklopperbannes jemals ein philosophisches Buch gelesen. Darin ist ihm Bethmann Hollweg entschieden über. Fichtes Reden an die deutsche Nation hat er allerdings gelesen, aber dies Buch eines Philosophen ist kein philosophisches Buch im eigentlichen Sinne des Wortes. Und doch ist der große Feldherr ein Philosoph. So gut wie jener sein Kollege aus der Steinklopperzeit. Er teilt mit ihm jene Lebensweisheit, die wertvoller ist, als die auf Deduktion und Spekulation beruhenden Systeme und darum nicht weniger selten, nämlich die auf ernste Auffassung des Lebens und tiefster Lebenserfahrung begründete Weltanschauung, die all sein Tun und Denken unwillkürlich bestimmt und der tiefste Grund seiner Charaktergröße ist. Er würde wahrscheinlich diese Wurzeln seiner Kraft lieber Religion genannt wissen. Wir auch recht. Der wahrhaft Weise und der wahrhaft Fromme kommen ja auf verschiedenem Wege doch immer zum selben Ziel. Diese Lebensphilosophie eines starken und optimistischen Mannes ermöglicht es ihm auch in edler Selbsterkenntnis und im Bewußtsein der Grenzen des menschlichen Könnens gelegentlich von der Möglichkeit eigener Fehler zu sprechen. Sie ist auch die Ursache, warum der Feldherr, der aus Ueberlieferung und Vererbung mit Leib und Seele Soldat ist, die Augen nicht verhüllt vor den schwarzen Seiten des Krieges und die Verrohung als notwendige Folge des blutigen Waffenhandwerkes mit traurigen Gedanken sieht. Er spricht von der Beschickung Laons durch feindliche Batterien und von deren fürchtbaren Wirkungen. „Ein Zugehöriger dieser Batterien wurde gefangen durch die Stadt geführt. Hier stellte er die Bitte, die beschossenen Häuserviertel besuchen zu dürfen, da ihn die Lage der Schüsse seiner Geschütze interessierte. Welch überraschender Tiefstand eines durch den Krieg versteinerten Herzens!“ Am meisten kommt seine abgeklärte Art, zu denken da zum Ausdruck, wo er über die Bundesgenossen und über die Feinde spricht. Allen sucht er gerecht zu werden. Er untersucht die Gründe des Verhaltens des russischen Generals Rennenkampf, das so sehr abhinkt von seiner Haltung während des russisch-japanischen Krieges, so ruhig, als wenn er an der ganzen Sache gar nicht beteiligt gewesen wäre. „Wir haben Rennenkamps Schuldbuch über Tannenbergs aufgeschlagen und geschlossen. Begeben wir uns jetzt in Gedanken in sein Hauptquartier Insterburg, nicht um ihn anzuklagen, sondern um ihn zu verstehen.“ Aus Hindenburgs optimistischer Lebensphilosophie quellen auch die Worte hervor, die er an die Offiziere des alten Heeres richtet, sich nicht in begrifflicher Verbitterung der Weltflucht hinzugeben. Hindenburg wäre ohne Zweifel als glücklicher und zufriedener General z. D. in Hannover gestorben, wenn der Weltkrieg ihn nicht zu seiner eigenen Ueberaschung plötzlich mitten auf den Schauplatz der Weltgeschichte gerufen hätte. Die bekannte Legende von seinem ungewollten Abschied im Jahre 1911 zerstört er selbst. „Ich erkannte es für eine Pflicht, an jüngeren Kräften den Weg nach vorwärts frei zu machen.“ Man muß weit herumsuchen in der Weltgeschichte, um Beispiele für diese seltene Vereinigung von Gleichgültigkeit gegen den Ruhm und Tatkraft in einer Person zu finden. Der Kaiser Mark Aurel auf dem römischen Kaiserthron, der Selbstbetrachtungen schrieb und dabei als Staatsmann und Heersführer Hervorragendes leistete, scheint wieder-

erstanden zu sein. Wie muten doch im Zeitalter der Eitelkeiten folgende Worte an? Die Schlacht an den Masurischen Seen vom September 1914 ist geschlagen und Hindenburg rückt in das Hauptquartier Rennenkampfs in Insterburg ein. „Genau ein Jahr später“, erzählt er weiter, „an einem Sonntag, kam ich, von einem eintägigen Jagdausflug zurückkehrend, durch Insterburg. Auf dem Marktplatz wurde mein Kraftwagen zurückgewiesen, weil dort eine Dankesfeier zur Erinnerung an die Befreiung der Stadt von der Russennot begangen werden sollte. Ich mußte einen Umweg machen. Sic transit gloria mundi! Man hatte mich nicht erkannt.“ Es ist, wie wenn die Natur, die den elfjährigen Knaben Hindenburg schon mit der Kraft ausstattete, die in den Anfangsworten des Werkes rührend geschilderte Trennung von der Heimat beim Eintritt in das Kadettenhaus mutig zu ertragen, ihm schon im voraus die Gaben hätte verleihen wollen, die er jetzt braucht, um im Bewußtsein des guten Gewissens dem tragischen Schicksal gewachsen zu sein, das ihn und mit ihm uns alle getroffen hat. Darüber kann man an der Hand seines Buches nicht sprechen; denn er spricht selbst kein Wort davon. Mir aber kommt, seit ich das Buch aus der Hand gelegt habe, das Dichterwort nicht mehr aus dem Sinn:

„Wenn's etwas gibt, gewalt'ger als das Schicksal,
so ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt.“

Hindenburg, der Erzieher.

Ich möchte, daß jeder Deutsche dieses Buch liebt, nicht als Geschichtsquelle, wie gesagt, sondern um zu wissen, was Hindenburg für alle Zeiten dem deutschen Volke bedeutet. Nur aus der Tatsache, daß die Ereignisse der letzten Jahre das deutsche Volk vollständig aus seinem körperlichen und geistigen Gleichgewicht gebracht haben, vermag ich es zu erklären, daß es auch unter den Gebildeten Leute gibt, denen man es anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens die Siege Hindenburgs vermissen, in dem törichtesten Wahn, bei einer raschen Niederlage Deutschlands hätte sich unser Geschick günstiger gestaltet. Sie machen sich nicht klar, was dann von Ost und West über unser Vaterland hereingebrochen wäre. Dann hätte es keinen Frieden gegeben, ehe der absolute Zar und der demokratische Herr Poincaré sich in Berlin die Hände gereicht hätten. Wir wären ohne diese Siege gleich arm an irdischen Gütern, wie jetzt, aber zugleich beraubt eines unvergänglichen Gutes. Und das ist die

Erinnerung an unsere höchste Kraftentfaltung und Größe, vor unserem jähen Sturz in die Tiefe. Nur diese Erinnerung kann uns aufrecht erhalten und wird unsere Söhne und Enkel wieder aufwärts führen. Und sie wird stets in erster Linie geknüpft sein an den Namen Hindenburg. Das einst so „militaristische“ Deutschland ist seit seiner Niederlage demokratisch und pazifistisch geworden. Aber wir wissen ja wohl alle, daß es nicht von uns allein abhängt, ob das deutsche Volk den letzten Krieg um sein Dasein geführt hat. Auch die Demokratie wünscht ein Volk in Waffen zur Verteidigung des Vaterlandes, wenn es nötig sein sollte. Wie soll ein solches Volk erzogen werden ohne Hinweis auf die Beispiele von Mut und Entschlossenheit, die das alte Heer unter Führung von Männern wie Hindenburg gab? „Die Beschäftigung mit der reichen geschichtlichen Vergangenheit unseres Vaterlandes war mir stets ein Bedürfnis. Lebensgeschichten seiner großen Söhne waren für mich gleichbedeutend mit Erbauungsschriften.“ So spricht Hindenburg selbst über diese Dinge. Aber auch abgesehen davon, dem deutschen Volke sollen Kriege erspart bleiben, Kampf wird ihm nie erspart bleiben. Zu einem paradisiischen Zustand gehört noch vieles andere als die Abschaffung des Streits mit den Waffen. Wir haben diesen Kampf, und unsere Söhne und Enkel gehen vielleicht noch viel schwereren Kämpfen entgegen. Da wird wohl auch im Zeitalter der Leibesübungen nichts anderes übrig bleiben, als die größten Kämpfer des deutschen Volkes als Beispiele für die Jugend hinzustellen. Wenn einmal unser verschüchtertes und geistig verwirrtes Volk sich wieder zurechtgefunden haben wird, dann wird dies alles so selbstverständlich erscheinen, daß ganz von selbst auch die rechten Wege sich finden werden, auf denen durch Pflege auch der Verehrung der Selbsten des Weltkrieges heldische Eigenschaften, die auch im demokratischen Staat nötig sind, erhalten und geweckt werden. Bis dahin wird vielleicht auch der Streit um die Haltung dieser Männer in einzelnen Fragen gelöst sein, oder an Bedeutung so verloren haben, daß es möglich sein wird, das für alle Zeiten Bleibende und Beispiel Gebende an diesen Männern zu erkennen. Dann wird bei kommenden Geschlechtern vielleicht das so vollstimmlich geschriebene Buch des genialen Mannes wirklich zum Volksbuch werden, aus dem das Volk sich die Kräfte holt, um immer wieder sein Nationalbewußtsein zu wecken und sich zu stärken im Kampf um nationales Dasein und Würde. Wie beneide ich diese kommenden Geschlechter!

Karl Aug. Maier / Gegenwärtiges und Vergangenes aus einem Hardtdorf.

Fünf Kilometer liegt es von der Residenzstadt entfernt. Führt man aber mit der Elektrischen bis an die Hardtstraße in Mühlburg, oder gar bis an den Rheinhafen, so kann man den Ortseingang in zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten zu Fuß bequem erreichen.

Von der Rheinhafenendstation der Straßenbahn ist der Weg besonders einladend. Nur muß man die Alb wie ein verkapptes Nischenpüttel betrachten. Da sieht man denn trotz des häßlichen Fabrikstandes die kleine verhezte Königin, von der ein ungeweater Zauber ausgeht.

Ganz läßt sich ja das wirklich Kernechte nie austreiben. Wie bei Menschen mit einer Feuerseele, trotz allen Ungemachs ein Leuchten im Auge bleibt, so auch bei unserm mißbrauchten Schwarzwaldbächle. In stillen Sonnenstunden hebt es an zu pflandern von den Tälern, Blumen und Tieren, die bealückend sich seiner Ufern neigten. Von blauen Augen, blonden Haaren und einem kleinen goldenen Krönlein. Das Wasser schimmert dann seidig und man vermeint die Quellennixe lächeln zu sehen. Wer die richtigen Sonntagsgängen hat, sieht schon, wenn er nur will, auch da, wo andere nur Lust zu schauen vermögen.

Durchweg führt unser Weg am linken Albufer entlang, 's Bachdeichle nauf, wie man hier zu sagen pflegt. In wenigen Minuten ist man an der Albschleife und damit am Eingang ins hübsche Bulacher Wäldchen. Die Natur beginnt, ihre Zauber über uns zu ergießen. In ungefährender Mitte des Waldstückes, wo der Bach einen runden Bogen nordwärts macht, sitzt ab und zu ein Maler vor seiner Leinwand und bekundet dadurch, daß seine Kunstbetätigung an landläufigen Schönheiten Befriedigung genug erfährt. Die feinen Stimmungen, die über dieses Wäldchen zu allen Jahres- und Witterungszeiten ergossen sind, sollen hier ungeschilbert bleiben. Tritt man am nördlichen Ende aus dem Gehölz heraus, so breiten sich die weiten Wiesenflächen der Burgau und Lößelau vor den Augen aus. Das langsam dahinschleichende Albwasser ist das Scheideband. Abgeriegelt wird die Lößelau im Norden durch die Häuser des Ortes. Am Ende der linksufrigen Burgau raate bis vor kurzem eine Gruppe in drei Zwölferreihen regelmäßig angelegter, riesiger Silberpappeln empor. Sie beschatteten den Festplatz, auf dem es in Vorweltkriegszeiten jellaken Angedenkens allsonntäglich durch die darauf abwechselnden vielen Feste der zahlreichen Vereine (als da sind Gesang-, Turn-, Rad-

fahr-, Sport-, Militär- und Fußballvereine) hoch und laut, wenn auch mitunter recht unfeinlich, herging. Bei dieser malerischen Baumgruppe angelangt, vermochte das Auge noch über die weiten Kirchawiesen hinwegzublicken, die sich hier als Fortsetzung der Burgau immer weiter nordwestwärts hinziehen.

Vermochte — denn noch sind die weiten Kirchawiesen zwar zu sehen, aber diese so herrliche Baumgruppe, welche die weite Fläche belebt und der ganzen Landschaft ein charakteristisches und feines Gepräge abgab, ist weggerafft. Der hochwohlthätige Gemeinderat von Knielingen wird für diese Tat gewiß allerhand und quasi „einleuchtende“ Rechtfertigungsgründe ins Feld zu führen wissen. Vom nächsten Nächtliebs- und Vernunftstandpunkt aus betrachtet, mag da alles in schöner Ordnung sein. Zugegeben.

Wenn aber die Gefühlswerte, die der Heimatliebe (und ihrer Bedung), der Landschaftsästhetik und all dessen, was damit zusammenhängt, schreien, laut schreien, wie in diesem Falle, so offenbart sich das zu Tadelnde dieser Naturschändung (die Verantwortung für diesen harten Ausdruck wird gern übernommen) in gleichem Maße, wie bei der vor wenigen Jahren erfolgten Beseitigung der Baumgruppe auf der Sauweide zwischen Knielingen und Neurent. In solcherlei Dingen harren noch ungeahnte Aufklärungsaufgaben für den „Verein Badische Heimat“.

Der Beginn der Kirchawiesen ist durch die eingezäunte Fohlen- und Rinderweide gekennzeichnet.

Wir biegen hier rechts um, vergessen den Festplatz oberlassen ihn in alter Herrlichkeit in unserer Phantasie neu entstehen: die über die Alb geschlagene Brücke führt uns in die Ortsmitte hinein. Das erste Haus an der Brücke ist die Wirtshaus zur „Blume“. Hier stand vor Jahrhunderten, als das Reformationswerk noch im Schoß der Zeiten ruhte, das Badhaus der Mönche, die hier ihr frommes Leben angebracht hatten. Der unterirdische Gang, der, wie man erzählt, dieselben vom Badhaus zum etwa 400–500 Schritt entfernten Kloster führte — heute steht das Wirtshaus zur „Blume“ an dieser Stelle —, soll noch vorhanden sein. Vielleicht reizt es irgendwen, dieser Wäre nachzuspüren. Sollte es aber ohne Erfolg sein, so wärd ich meine Hände in Unschuld.

Der Knielinger Bürger läßt sich solch vergangene Dinge gern ruhen, ja sucht sie eher zu vergessen, als ihnen nachzuspüren, wie

Hätte man denn sonst in dem im Jahre 1912 neu aufgestellten Ortsplan die „Frühmehstraße“ in „Bertoldstraße“ umbenennen können, einen Namen, der in längst vergangene Jahrhunderte wies und geschichtliche Tatsachen wachhalten imstande ist, die sonst gar zu leicht vergessen werden. Auf diesem Wege gingen die Mönche einmals zur Frühmesse. Ist dies vielleicht eine Schande für das ganz protestantische Dorf der seit Jahrhunderten protestantischenhardt? Oder wäre der Namenswechsel nicht viel eher?

Vor zwei Jahren kam das elektrische Licht vom Rheinhafen her in unser Dorf. Das dabei zu errichtende Transformatorhäuschen mußte ausgerechnet vor die vier Steinkreuze geplant werden, welche daran erinnern, wie in der Nacht nach dem Maiest des Jahres 1566 der Meier Heinrich den schwarzen Katob, den Walter Tom, den Hauen-Sepp und den Scholis-Simon hier ermordet hatte. Damals war hier noch freie Natur, waren hier die Festwiesen, heute sind wir hier schon recht tief ins Ortinnere hineingeklettert, und von dem alten Torbogen, der hier in den mit damals so besonderen Vorrechten besetzten Flecken hineinführte, ist längst nichts mehr zu sehen. Ueberhaupt sind wenige Denkmäler mehr hier erhalten, die an frühere Zeiten gemahnen. Als Melac im Jahre 1688 auf seinen Nordbrennerzügen auch den hiesigen Ort samt und sonders in Asche legen ließ, da mag auch manches mit zurunde gegangen sein, das man der Zukunft aufbewahren für würdig befunden hätte. Ein Wunder ist es nur zu nennen, daß das Besoldische Wappen, das die Jahreszahl 1542 trägt, im Jahre 1715 aus dem allgemeinen Schutt der Zerströrung hervorgezogen wurde und in das Bauernhaus, das im gleichen Jahre an die Stelle gestellt wurde, wo das Besoldische Patrizierhaus gestanden haben mag, eingemauert wurde, wo es noch zu sehen ist. (Nur hinter der Kirche ist das Wappen heute noch eingemauert zu finden.) Daß das Grabsteinmal des Schultheißen Meß, der im Jahre 1581 gestorben ist, noch erhalten ist, und hinter dem Altar der Kirche von vergangenen Herrenzeiten kummles Zeugnis ablegt, ist ebenso verwunderlich, wie auch die übrigen Mäuler damaliger Kunst und Zeit, die noch spärlich vorhanden sind. Wenig zu beklagen wird aber sein, daß von den alten Freiheiten heute nur noch die Geschichte etwas zu sagen weiß. Allerdings, sie haben sich hart gewehrt, die alten Knielinger, und so mir nichts dir nichts haben sie ihre „privilegierten“ Rechte nicht preisgegeben, wie die Prozeduren der Jahre 1726—32 gegen den damaligen Markgrafen Karl Wilhelm beweisen. Geführt wurden jene unerquicklichen, langwierigen Prozesse „derer unruhigen Unterthanen zu Knielingen wegen patentierter besonderer Freiheiten“ von dem Abt de rato et Mandato careus Beno Franz Joannetti. Dessen Klage gegen den Markgrafen wegen Waldwegnahme und Urkundendiebstahls* wurde vom „Kais. Reichsgericht in Wien“ ebenso abschlägig beschieden, wie die fast noch häufiger verfaßten Klagen, die von den besondern Freiheiten der Knielinger in die Länge und die Breite zu reden sich bemühten und die ebenfalls nichts weiter bezweckten, als daß sie Signore Joannetti große Rechnungen auf Gemeindekonto zu schreiben die beste Gelegenheit abgaben. Auch diese Rechnungen können im General-Landesarchiv noch eingesehen werden, und mancher Knielinger könnte heute noch dies und das daraus erlernen. Die Klageschrift vom 26. Juli 1726 hatte folgenden Kopf:

„Zu Ew. Kaiserl. Majestät haben Anwalts-Prinzipalen d. Commune Knielingen, Ober Amts Mühlburg in Hochfürstlich Baden-Durlachischem Territorio gegen dero Durchlauchtigen Fürsten und Herrn, Herrn Carl, Marggrafen zu Baden und Hochberg, ihren alleruntertänigsten Recurs zu nehmen.“

In der Klageschrift wird betont, daß der Flecken „das Hoch- und Blutgericht gehabt und noch haben“, es wird dagegen protestiert, daß „man will Ihnen die Exvoration des banfälligen Hochgerichts nicht gestatten, sondern dasselbe anderwärts hin transferieren“, geklagt wird ferner über die Pflicht der Abgabe von Kindgebühren- und Sterbgebühren, 4. über den Zwang, „bei W. a. a. a. Lebenden Pfennig zu geben, 5. Obgleich die Gemeinde Knielingen sonst nie keine andere Lebenden gegeben, als von denjenigen Früchten, so die Mühl brinat, solcher dennoch auch von Majsamen, Bohnen seither 5 Jahren ohnmächtig geordert und eingetrieben wird.“

„0. Ist ein Salz-Monopolium aufgerichtet und einem Juden zu Pforzheim veradmodiert worden, dem die Knielinger das Pfund schlechten Salzes vor 1 Bagen ablaufen und bezahlen müssen, wodurch Ihnen die sentschabte Freiheit, ihr Salz kaufen so gut und wohlfeil als sie können und wo sie wollen, abgestritten wird.“

Die zehnte Klage richtet sich dagegen, daß „man bei Hausabgaben zu Zahlungen angestrennt wird.“

Daß der Markgraf in einer seiner Verteidigungsschriften, die er an den Kaiser nach Wien zu richten genötigt war, die Knielinger als seine rebellischen Unterthanen bezeichnete, mag so wenig Wunder nehmen, als es den damaligen Fürstern zur Ehre gereichen konnte. Den Makel in die heutigen Tage

* Die Mähr vom Urkundendiebstahl kuziert heute noch, und der echte Knielinger läßt sie sich nicht ausreden.

hereintragen zu wollen, würde sicherlich niemanden in den Sinn kommen; dazu befindet in keiner Weise ein Recht.

Vor Jahrhunderten hat man hiesigenorts eifrig die Rheinland-Goldauswaschung betrieben. Die letzten Urkunden sind rund hundert Jahre alt, die von den Knielinger Goldwäschern berichten und in denen dieselben darlegen, daß das Waschen im Rheinland nicht mehr rentabel sei und sie deshalb genötigt seien, den Markgrafen zu bitten, daß er ihnen die Erlaubnis gebe, fortzuziehen, um andernorts (an der Donau) zu versuchen, mit Goldauswaschen ihr Brot sich zu verdienen. Die Gutachten beschrifteten die Auswanderungsgesuche mit der Bestätigung, daß wirklich die Rheingoldausbeutung nicht mehr genügend lohnende Beschäftigung zu bilden vermöge.

Bei der Kiesausbaggerung hat man hier in dem letzten Jahrzehnt auch sehr wichtige und bedeutende Ausgrabungsfunde gemacht. Sie sind zum größten Teil in der Altertumsammlung in Karlsruhe untergebracht. Die Funde haben sich auf Mammutzähne, römische Münzen, Waffen und völlig erhaltene Skelette erstreckt.

Von nachbarlichen Spannen, wie eine solche seit Jahren zwischen der Stadtgemeinde Karlsruhe und Knielingen wieder (wegen Gemarkungsabtretung und der damit verbundenen Verträge) besteht, weiß die alte Chronik manches zu berichten.

Aus einer solchen Spanne mit dem linksrheinischen Nachbarn wegen Fischereirechten sei hier ein Bericht — von 1744 — angefügt:

Nachbarliche Spanne zwischen Churpfalz und Baden-Durlach die Orte Knielingen und Pforz wegen Fischerei betr.

(Bericht des Knielinger Forstnechts Jakob Wechold und des Schultheißen H. J. Mayer.)

Hochlöbl. Ober- und Forstamt.

Einem hochlöbl. Ober- und Forstamt ist allschon durch unsere Anzeige bekannt, daß vorgestriegen Donnerstags Jacob Schab und Jörg Weber aus dem Churpfälz. Ort Pforz nebst noch einigen ihrer Mitbürger sich unterfangen, auf einem im Rhein liegenden und disseitig Hochfürstl. Ufer näher als jenem großenden Grund, dem die Pfälzer den Namen Köfen Wörthel gebeten, einen Eißbruch zu thun und mit Garn zu fischen, mithin denen Verträgen forstamtlich entgegen zu handeln. Ob nun zwar auf die deshalb gemelter mafen gelbne Anzeige erhaltenen Weisung, daß solche Beeinträchtiger abgetrieben werden sollen, ihnen durch die Knielinger Bürger Bernhard Feuerfaul, G. Martin Kiefer, Jacob Sauerfaulth und Ludwig Meß beden laßen, daß sie sich fortbegeben sollen, sie zur Fische-ri, auf diesem Platz nicht berechtigt seien. So haben dennoch diese zur Antwort ertheilet, sie gingen nicht hinwe, inmaßen der Herr Amtmann zu Hagenbach ihnen diese Fischen vorlehnt habe, ihrer Beständer jenen Sieben und muß jeder Einen halben Thaler bezahlen, was man sie aber abtrieb, so werde das größte Unglück daraus entstehen, haben auch daraus fortgesetzt, bis in die Späthe Nacht, weilten Sie wohl gesehen, daß die Knielinger, als in der Zahl stärker, sie nicht forttreiben können, und als sie nicht mehr arbeiten können, die Garn im Wasser gelassen. Inmaßen wir uns wohl einbilden können, daß Sie andern Tags sich wieder einfänden und die Fischen fortreiben würden, so haben wir uns frühe gegen 7 Uhr nebst 25 Bürger aus Knielingen Mahmentl. Hannß Martin Groß, Jacob Colten, Ludwig Meß, Michel Könia, Hannß Martin Busch etc., sämtlich ohne einiges Gewehr, außer daß ich, der Jäger, meine Flinte getragen, gleichfalls auf den Platz wieder begeben und allda die nehmliche Pforzker im Bölligen wiken und Fischen angetroffen, denen wir dann verwießen, daß sie abermahl sich unterhänden, auf hiesige Wassern zu fischen, auch ihnen beditten, ihre Garn heraus zu ziehen, mafen Sie Knielinger anjeho fischen würden, welche darauf geantwortet, wenn das Wasser ihnen Knielingern gehöre, so hätten sie Pforzker nichts dazgegen einzuwenden, werde ihnen das Fischen nicht gestattet, so dürften sie auch keinen Binn geben, haben sofort ihre Garne herausgezogen, und in ihre eiaenen Schiffe gelegt, worauf die Knielinger ihre mitgebrachte Garn einwarfen und einen Zug getan, als sie aber im Zug begriffen gewesen, sind sonder Zweifel auf ein gegebenes Reichen derer Pforzker der Jäger von Hagenbach mit 2 Jägerbüsch, ein französischer Commisarius, der Schultheiß von Hagenbach mit noch über 100 Bauern von Hagenbach, Pforz und Neuburg, welche mehrtheils mit Schießgewehren versehen waren, den Rhein herab gekommen, und auf dem schon benannten Grund angeländert.

Der Jäger von Hagenbach hat die Knielinger soaleich mit denen Scheltworten anafahren, ihr Schelmen und Dieb, wer heißt Euch da fischen / hat fernerweit denen mitgebrachten Bauern befohlen sie sollten soaleich die Garn aus den Wassern ziehen, welches letztere doch nicht zum Werk gekommen, weilten Sie Knielinger ihre Garn selbst heraus getan, in diesem Garn ist ein einiaer Karpf nebst andere gerinaer Fischen gewesen, diesen Karpfen hat der Hagenbacher Jäger hinwe genommen, die übrigen Fische sind von den Bauern eingesteckt worden, während dieser Action habe ich der Jäger dem Jäger von Hagenbach vor-

gehalten, daß nach dem letztern Decret diese Gegend und Grund meinem Gnädigsten Fürsten und Herrn zugehörig, und niemandem als dero Unterthanen darauf zu fischen berechtigt seyen, vorgegen aber gedachter Jäger in die Neben ausgebrochen, Er habe keinen Respect vor die Durlachl. Herrschaft, und nehme jetzt einmal die Fische hinweg, hat auch den Hanns Martin Groß angefahren, was wiltu Kerl und den Hanns Martin Fuß einen Schelm gescholten, nicht weniger sonst sich sehr brutal bezeigt. Der Schultzeiß von Hagenbach hingegen sagte, er sey von seinem Herrn Amtmann befehligt, die Fische hinweg zu nehmen, Garn und Schiffe aber unberührt zu lassen, und daß sie Knielinger nimmer hier fischen sollen, ihnen zu bedeuten, außer diesem aber seinem Durlachl. ein unschönes Wort zu geben. Als gedachter Wäken der Jäger von Hagenbach den Karpfen erschnappt gehabt, sind sie Pökal. sämml. fort, die Knielinger aber nebst und auf dem Grund noch länger geblieben

und haben weitere Züge gethan, übrigens ist von beiden Seiten ohne einige Schlägerei der ganze Handel abgegangen, welchen Gesanten Verlauf wir dann gleichfalls unseren Pfllichten gemäß berichten und um ferneren Verhaltensbefehl bitten sollen.

Knielingen, d. 22. Febr. 1744.

Untertänige
Jacob Bechtold, Forstknecht,
H. J. Mayer, Schultzeiß.

Nachbarliche frittige Auseinandersetzungen wird es auch späterhin immer wieder geben können. Daß dabel in unseren Heimatgauen ein französischer Commisarius eine Rolle zu spielen hat, wird deutschem Gemüthe niemals einleuchten können. Mag solches nach Deutschlands Niederlage in verschiedenen Variationen von Neuem begonnen haben — nun: die Erde dreht sich und die Zeiten sind wandelbar.

Hermine Maier = Heuser / Jörgs Seele.

Mit zitterrigen Händen strich Frau Christine über ihre weiß und blau karierte Decke. Ihr Atem ging rasch, und auf der Stirne lag Schweiß. Ihr Bübchen lag still neben ihr. Ach so still, seine Häufchen drückten gegen die Wäcken. Erregt richtete sich die Wäckerin auf. — „Wenns nur niemand merkt, wenns nur niemand merkt“, murmelte sie, und legte sich um.

Abends hatte sie Fieber. Stöhnend lag sie tagelang und redete irr. Dann wurde es besser.

Am Samstag war die junge Mutter froh, und wenn eines ihres Jörgs hellen Blick lobte, lächelte sie versonnen. Das war's ja gerade gewesen. Ihr Jörg hatte keinen Blick gehabt, gar keinen Blick.

Drei Tage hatte sie nach seiner Geburt darauf gewartet, und als ihr am vierten des Kindes Augen immer noch leblos sahen, da war sie heimlich, als alles auf dem Feld war, fortgeschlichen, fort aus dem Bett mit dem Kind.

Ein alter Aberglaube sang in ihrem Blute, nein, er sang nicht, er quälte sie. Die alten Frauen sagten, am dritten Tage nach der Geburt bekämen die Kinder die Seele aus der Essigklinge, einer kleinen Bergkluft in der Nähe von Edelfingen. Dort ist eine Quelle, da wohnt die Wunschfrau, die gibt dem Storch die Kinderseelen. Die Kinder bekommen dann den hellen Blick.

Dorthin hatte Christine mit inständigem Mutterherzen den Kleinen getragen, und sich das Fieber geholt. Als sie genesen war, sah sie die hellen, bewußten Augen des Kindes und lächelte geheimnisvoll.

Zweimal noch hielt sie einen kleinen Erdenbürger im Arm. Beide hatten gleich den hellen Blick — die rechte Seele — die alle Edelfinger aus der Essigklinge im Odenwald von der Wunschfrau bekamen.

Der kleine Jörg hütete die Geschwister. Seine Mutter hatte keine Zeit mehr, allzuviel an den Seelenursprung zu denken manchmal aber strich sie dem Jörg übers Blondhaar, wenn der Vater mit dem wunderlichen Bub unzufrieden war.

Ein Hang zum Uebersinnlichen, Abenteuerlichen war in dem Bub, zeitweilig schaffte er dann wieder stramm und lüchlig. Einmal hatte ihn der Vater mit dem Sensenstiel geschlagen, weil er nicht ordentlich gemäht hatte, da hatte er wortlos und finster die Sense hingeworfen und war fortgerannt — fort — fort — in die Essigklinge. Das ganze Dorf suchte ihn. Seine Mutter hatte ihn gefunden. Verstört saß er neben einem Dornbusch im Mondschein, süßes Nachtigallenschlagen erklang, weder Sohn, noch Mutter fühlten bewußt den Zauber des Sommerabends. Ein heißes, hartes Ringen entspann sich zwischen ihnen, aus dem die Mutter als Sieger hervorging. Jörg ging mit ihr heim.

Nach der Konfirmation wünschte sich Jörg, Mechaniker werden zu dürfen, und setzte sich auch durch. Er kam ins nahe Kreisstädtchen in die Lehre. Ab und zu ging er in die Kirche und las dann seinen Konfirmationspruch, den ihm die Mutter ins Gesangbuch geschrieben hatte: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr.“

Jedesmal schüttelte er den Kopf. Schließlich legte er das Buch in eine Schublade. Ach, das Leben war so schön, was gingen ihn alte Sprüche an. Des Meisters Töchterlein lernte ihn auf der Zupfgeige spielen und er — Jörg Benzle — dichtete die Lieder dazu.

Wie ein heißes Stammeln kam es aus seiner Seele, und wenn er Sonntags einmal zu seinen Eltern kam, war ihm alles fremd. Nur, wenn die Mutter ihm beim Abschied das rote Sacktuch mit Kuchen und Brot gefüllt in die Hand gab und leise sagte: „Bleib auch brav“, dann spürte er ein zehrendes Verlangen, der Sehnsucht, die in der Mutter Stimme zitterte, nachzugeben und diese zu küssen. Dabei blieb's aber immer. Auch an dem Tag, als er an des Vaters Sarg neben der Mutter stand. — — —

„Mutter, ich will in die Fremde.“ Wie aus schwerem Traum fuhr seine Mutter auf, als er ihr dies einige Tage später sagte. Diesmal blieb er Sieger. Als die Feldarbeit bestellt war, zog er davon. Gleichzeitig mit seinem ersten Brief fand seine Mutter ein beschriebenes Blatt, das er verloren haben mußte. Es enthielt ein Lied, das Jörg manchmal halblaut gesungen hatte:

In der Heimat quillt ein Brunn,
Nachtigallen schlagen,
Nachtigallen schlagen,
Ob von da mein Sehnen komm',
Wer vermag's zu sagen?

In der Fremde lebt ein Kind,
Märchenschwarze Augen,
Märchenschwarze Augen,
Ob die Sehnsucht Ruhe find't?
Ob zum Glück wir taugen?

Kopfschüttelnd las Christine und las. Wie ein dunkles Gefühl lastete die Erinnerung an den Tag auf ihr, an den Tag, wo sie ihren Erstgeborenen in die Essigklinge getragen hatte.

Regelmäßig jeden Monat sandte Jörg einen Teil seines Geldes. Die Mutter trug's meist auf's Sparbuch. Sie schlug sich schon durch mit den andern Buben. Jedesmal seufzte sie schwer, der Jörg war ihr ein Rätsel.

Dieser war mittlerweile von Stadt zu Stadt gezogen. Eines Abends geriet er in ein Zelt. Wandernde Zirkusleute gaben ihre Künste zum Besten.

Stannend sah er eine schmiegsame Tänzerin ihren samtweichen Körper wiegen. Seltsam — wo hatte er schon solche Augen gesehen — er wußte es nicht. Schwarz und tief. — So mußte die Wunschfrau in der Essigklinge aussehen, von der die alten Weiber schwärmten. Ach, was wußten denn die alten Weiber!

Abend um Abend kam Jörg und brachte Rosen, Rosen für die schwarze Melisse. Wiegend und schmiegend ging sie eines Nachts neben ihm her. „Jörg, Jörg —“, lachend und schluchzend lag sie an seinem Hals.

Die ganze Nacht saß er in seinem Dachstübchen und wachte und schrieb. Wie ein Wirbel war es über ihn gekommen, das schöne junge Mädchen, der fremde Zauber, und so wurde er wandernder Zirkusmann.

Das Zelt wurde abgebrochen. Am nächsten Halteplatz hatten sie eine Nummer mehr auf dem Programm: „Georg, der Schwertschluder“.

Schlank und fehnig stand er da im himmelblauen Trikot, zierlich kam Melisse angetanzt mit einem dünnen, kurzen Schwert. Rosend weigerte sie ihm die Waffe — dann tanzte sie nah und näher — tief senkte sie ihre Augen in die seinen und dann — atemlos staunte die Menge — dann stieß sie ihm

die Waffe langsam in den Mund, und er zog sie langsam wieder heraus. Es war die beste Nummer und der Beifall wollte nicht enden.

Eines Abends suchte Jörg leise auf, als er die Waffe schluckte. Unter Beifallsbrausen schwankte er hinaus. Sorglich legte ihn Melisse auf eine Matte. Die Uebelkeit wich einigem Erbrechen, und alles schien gut. Jörg konnte aber nicht mehr recht essen, und an ein Auftreten war nicht mehr zu denken. Er reiste heim. Melisse hatte sich nicht von der Truppe losreißen können. Sie wollte in vierzehn Tagen nachkommen, wenn die Spielzeit um war.

Schwer hob sich Jörgs Hand, als er ihr vom Zug aus winkte.

Frau Christine erschrak, als ihr Nelester kam. Schwanzend und blaß. Er schügte Ueberarbeitung vor und wollte keinen Arzt — nur Ruhe.

So lag er denn still Tag um Tag und trank nur Eiswasser und Milch. Auf dem blau und weiß karierten Deckbett seiner Mutter spielten die Sonnenstrahlen, und Jörg schrieb mit müden Händen ein Lied — ein Lied, das er nicht mehr singen sollte:

Der Rosen so viele, die schnitt ich dir ab,
Du nahmst sie zum Spiele,
Und ich sie dir gab
Doch nur zum Bedenken,
Zum Schüren der Blut,
Ich wollte dir schenken,
Statt Rosen, mein Blut.

Der Perlen so viele, ich sammelte dir,
Du nahmst sie zum Spiele,
Zum Schmucke von mir.

Und ich wollte geben
Mein köstlichstes Gut
Mein Glück und mein Leben —
Statt Perlen — mein Blut! —

Bart strich seine Hand übers Papier, dann lächelte er müde und jenseitig.

Die Mutter kam herein und nötigte ihm Milch auf. Sie sah seine stiehernden Augen. Er wehrte all ihren Vorschlägen. „Gelt, Mutter, du bist mir nicht böß?“ Verschämt und stockend frug er, dann redete er irr, schlug um sich und wollte immer ein Schwert aus seinem Halse ziehen. Eine lange, bange Nacht, und am Morgen schien die Sonne friedlich und froh in das Angesicht des toten Jörg.

Einige Tage nach der Beerdigung kam eine zierliche, fremde Frau mit leisen, leichten Schritten. Sie war wunderbar angezogen, grellrot das Leibchen, Rock und Ärmel schwarz, Haar und Antlitz verschleiert. Sie frug nach Georg Menzle. Christine schaute sie wortlos an, krümmelte ihren Schürzenrand zusammen und fing an zu weinen. Dann wies sie durchs offene Fenster nach der fernen Anhöhe, auf der der Gottesacker lag. Die fremde Frau begriff zuterst nicht. Ihre Augen wurden groß und starr — ganz langsam — dann schrie sie auf: „Ich hab' ihn getötet.“

Seine Mutter schüttelte hart den Kopf: „Nein, sagte sie, nein, das hab' ich getan, damals, wie ich den Bub in die Essigklinge getragen hab'.“

Hinterm Friedhof sank die Sonne, ein roter Schimmer irrte in dem Stübchen herum und versing sich in dem Scheitel der weinenden Frau.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“, sagte sie leise und ging mit Melissen schwer und still den Weg hinan zu der Anhöhe, von der die Kreuze winkten.

Amélie Dilzer. / Alte Briefe.

„Ich sehne mich nach Dir!“ So klingt's aus Briefen,
Die mir dereinst von lieber Hand gesandt.
Am lichten Tage träume ich ein Märchen . . .
„Du bist das Märchen, das im Herzen tief
Mit gold'nen Runen steht —“
Und Sehnsucht füllt mich ganz — —

Im Märchenzauberband — —
Und unaufhaltsam sinken Tränen, heiße Tropfen,
Aufs traute Märchen — —
Ein schmerzlich Weh erfüllt die müde Seele . . .
Im Schluchzen ringt sich's los mit bitterer Qual:
„Getröst Dich Herz — — es war einmal!“

Karl Joho / Begegnung zur Nacht.

„Nun wollen wir es uns bequem machen, Schwester, und wie Odysseus nach ebenso „viel herztränkender Leiden Erduldung“ der lieben Heimat entgegenzuschlafen.“

In ritterlicher Geschäftigkeit rückte der Hauptmann die Polster zurecht und zog die Vorhänge des Eisenbahnabteils zu. Die Schwester vom Roten Kreuz holte ihren langen Wintermantel aus dem Reß. Dann kuschelten beide sich auf den sich gegenüber liegenden Bänken ein.

„Gute Nacht, Schwester!“

„Gute Nacht, Herr Hauptmann!“

Die Wagen rollten in dem bedächtigen, fast tastenden Tempo der Eisenbahnzüge im Feindesland bei völliger Dunkelheit die Schienen entlang.

Die Räder takteten ihre ewige, gleicherweise aufreizende und einschläfernde Melodie.

Der Hauptmann schloß die Augen und hoffte auf sofortigen Schlaf. Auch die Schwester, die zwei oder drei Stationen nach ihm eingestiegen war, fühlte sich bleiern müde. Blaß und atemlos war sie ins Abteil gekommen; der Offizier hatte in selbstverständlicher Hilfsbereitschaft dem weiblichen Kriegskameraden beim Verstauen des umfangreichen Gepäcks beigestanden. Dabei war man in der Unabhängigkeit und Offenheit, wie sie der Krieg bei Kameraden mit sich bringt, zumal in der mitteiltsfrohen Stimmung der Urlauber, in das natürliche Gespräch gekommen.

Die Krankenpflegerin fuhr nach Ueberwindung eines Typhus, den sie sich im Kriegslazarett zugezogen, in ein Bad im Taunus. Der Hauptmann, ein Münchner Kapellmeister, kam von derselben Kampffront — vom Winterberg — und wollte nach Hause fahren, um sich wegen einiger Bilder aus dem Nachlaß seines gefallenen

Freundes Weisgerber umzutun. Als der Name des Malers gefallen war, hatte es sich herausgestellt, daß die Reisegefährtin vor dem Krieg bei Trübner in Karlsruhe studiert hatte. Es fanden sich dann, ohne daß sie sich in ihrer humorvollen Freiheit nach den gegenseitigen Namen befragten, auf gemeinsamem Boden tausend Beziehungen aus den Tagen herrlicher Kämpfe im Reiche der Kunst. Der Krieg mit seinen düstern Schauern und Schrecken fiel in ein Vergessen, und die lichte Welt des Geistes spiegelte sich in den muntern, doppelt kameradschaftlich, zuweilen übermütigen Wortgefechten.

Die Räder takteten ihre ewige, gleicherweise aufreizende und einschläfernde Melodie.

An den Haltestellen trappeten, stolperten, scharreten Soldaten vorbei. Trotz des Lärmes schien dem Fahrtgenossen unter dem Eindruck der unheimlichen Nacht der dunkle plumpe Eisenbahnzug als unwirkliche Erscheinung, als eine gespenstische, verderbende, ohnte und unheilischwangere Fabelschlange, die da durch Frankreichs Felder, Wälder, Wiesen, Dörfer, Städte kroch. Im Dämmer des Schlafverlangens und der unablässig jagenden, sich verwirrenden Gedanken empfanden sie alles Geschehen ringsum als zauberisch und traumhaft. Die Gedankenreihen aus den vorigen Gesprächen vertiefsten sich, rissen Wunden in das Hirn, gingen dann wieder froh in bunte Fernen, höhten sich zu Lockungen, die in dem schwebenden Reichthum der Nachtfunden leicht zu erreichen schienen. Die nachtschwingte, köstlich fliegende Phantasie führte sie immer weiter weg von Krieg und Wunden, von Gräben und Lazarettbaracken.

In unabwehrbarer Hartnäckigkeit formte sich in dem Hauptmann der Rädertakt zu einem musikalischen Motiv, und in bang-

glücklicher Ahnung wollte sich ihm ein Thema zu einem symphonischen Satz gestalten.

In diese schmerzhaft süßen, halb schöpferischen Glut wogte immer heftiger der Duft des Weibes. Und immer deutlicher und faßlicher stieg mit diesem Hauch die andere, im monatelangen Höhlendasein fast verschollene und verschüttete Welt herauf.

Zuckte an einer Blockstation ein Lichtblitz durch die Borhangspalten, so traf er einen lockigquellenden Mädchenkopf, von dem die Schwesternhaube geglitten war und sich wie ein Heiligenschein über die blonde Madonna gelegt hatte.

Die drängendfließende, unaussprechliche Sehnsucht, in Liebe und Demut in ein Nichts oder in eine Vergessenheit zu versinken, ward lebendig in dem Mann. Ihm war, als winkte dort drüben auf der Bank das ganze langentbehrte Frauentum, das tiefste Leben und jeden Weibes Wonne und Wert. Ein Mitschwingen, ein Mitfühlen, ein heiliges Mit-Leiden überströmte ihn. Ohne bewußten Grund aber in geheimnisvoller Sicherheit rangen sich diese Empfindungen aus seinem Herzen. Auch das Blut ward rege in dem Mann. Nicht in dem unruhigen Puls des Jünglings, auch nicht in dem wilden Begehren der Mannesfinne: die demütige, überflutende Alliebe und heilige Ehrfurcht vor dem Weib zog ihn hinüber zu der Schwester, die im dunklen Mantel schlank hingestreckt lag und in die Finsternis zerfloß.

Der Atem der Schwester ging schwer und verhalten.

Im spukhaften Vorüberhuschen der Laternen sah der Hauptmann ihr Gesicht, weiß und überschimmert von flimmernden Augen.

„Schlafen auch Sie nicht, Schwester?“

Eine lange Pause mit einem in seiner Stummheit doppelt bemerkbaren Kampf. Gepreßt und bekommen klang es zurück:

„Nein!“

Gedanken, Vorstellungen, Wünsche tanzten bald wie Essen auf der Mairiese, bald wie Gespenster im zerfallenen Narrenturm.

Die Räder takteten ihre ewige, aufreizende Melodie.

Zwanghaft sank da der Mann wortlos vor die Frau hin und küßte in erlöster und erlösender feierlicher Inbrunst ihre wie zum Gebet verschlungenen Hände.

„Bist Du mir böse, Schwester?“

„Ich fühlte, daß Du zu mir kommen mußt. Die Nacht hat uns in ein Märchenschloß gezaubert. Darinnen ist es voll heimlicher Schöne. Kein Krieg, kein Kriegsleid, kein Mttag kann herein. Wie schön, Kamerad, ist diese Nacht!“

„Wie schön, mein lieber Kamerad, ist diese Nacht,“ wiederholte er trunken und schlang die Arme um das halbaufgerichtete Mädchen. Er neigte sein Haupt vor ihm wie vor einer Königin. Er küßte ihre Stirn, Augen und dann den Mund. Einen Augenblick noch waren ihre Lippen im lehten herben magdlichen Widerstreben gefesselt. Dann aber überquollen sie in seligen, jubelnd verschwendenden Küßen. —

Draußen woben schon Dämmerungschleier und schoben durch das Fenster fahles Licht in den Raum. Fröstelnd und nüchtern drohte der Morgen die Aufgebrochenheit der Seelen zu verschütten und die Forderungen des Tages zu stellen. Da ward es lebendig im Eisenbahzug, die Umsteigestation Neß donnerte heran. Auf ihr mußte der Hauptmann nach Süden weiter fahren.

Die beiden stumm gewordenen Menschen strahlten in gefaßter seelischer Heiterkeit, obwohl sie nun für immer auf zwei Geleisen in die Heimat wandern mußten. Keine Frage, kein Wunsch nach einem Wiedersehen, kein Versuch nach gegenseitiger Aufhebung des persönlichen und Familien-Seins. In unausgesprochenem Uebereinkunft wollten die Kriegskameraden namenlos bleiben und in der Zukunft gleicherweise untertauchen, wie sie auch bewußt ihre Vergangenheiten verschattet hatten. Dem gegenwärtigen, einem holden Zufall abgerungenen starken und süßen Erleben wollten sie Enttäuschungen zeit lebens fernhalten und es damit ungetrübt fürs ganze Leben retten. Als zwei reifen, geistigbeherrschten und künstlerisch bewußten Menschen war ihnen klar: Mit dem Verzicht auf die lehte Erfüllung ist das Glück vollkommen, und der bleibende Wunsch bestrahlt den ganzen Lebenspfad.

Der Hauptmann und die Schwester gingen darum auseinander auf immer. Auf der Höhe eines jäh aufgestammten Liebesgeföhls, in stetem Nachklang einer Wunderstunde, von der sie wußten, daß sie in ihrer zaubervollen Einzigkeit so wenig wiederkehren konnte als die zeitlich verfllossene.

Toni Rothmund / Der Baum. Ein Märchen.

An der Grenze zwischen den Zeiten standen die Wächter der Wirklichkeit und prüften die Last, die jeder Tag, der an ihnen vorüber mußte, auf dem Rücken trug. Sie vermochten nicht sehr tief in die dunkle Heimat der Tage hinein zu sehen. Um so neugieriger waren sie auf das, was diese Sendboten trugen, um so schärfer musterten sie ihr Gepäck, um so erbarmungsloser wühlten die harten, lieblosen Hände in den Habseligkeiten. Denn mochten diese Tage immerhin mit sich schleppen, was sie wollten, Hoffnungen durften sie nicht mit in das kalte, helle Land bringen, wo die Menschen ihrer warteten.

Hart an der Grenze lag ein großes Grab, in das warfen die Grenzwächter den unnötigen Ballast, der die Körbe und Säcke der Ankommenden füllte. Gar viel lag schon in dem Grab, es schimmerte in allen Farben aus der dunkeln Tiefe. Königskronen, goldene Stirnreifen, kostbarer Frauenschmuck, wertvolle Stoffe, und ein wirrer Haufen namenloser Dinge, die noch im Tode funkelten in unerhörter Pracht.

„Wertloses Gerümpel!“ sagten die Grenzwächter der Wirklichkeit und stießen es mit den Füßen in die Grube hinunter.

Die armen Menschen aber, welche die kommenden Tage so sehnsüchtig erwartet hatten, sahen mit brechenden Herzen, wie alles Schöne und Lichte aus den Körben genommen wurde und nur Sorge, Last, Mühsal und kaum das tägliche Brot für sie darinnen blieb.

Da nahmen sie schweigend auf sich, was ihnen bestimmt war, ein jeglicher seine Bürde. Aber da war keiner, der nicht einmal an das große Grab getreten wäre, in dem seine Hoffnungen zerbrochen und verachtet lagen. Und es war keiner, der ihnen nicht einen Grabpruch gewußt hätte, einen Fluch, ein Gebet, einen Schwur,

oder bittere, bittere Tränen. Und dann gingen sie finster und mit zusammengebissenen Zähnen ihrer Wege.

Allmählich wurde es bekannt, daß keinerlei Hoffnungen mehr über die Grenze gebracht werden durften. Und so kamen denn die ferneren Tage oder solche bunte Last, und in grauen Knechtsgewändern. Das Grab war voll. Die Wächter schaufelten es zu und waren der Arbeit überhoben, den nutzlosen Punder hinein zu stoßen.

Der Winter kam ins Land, Reif deckte die Erde. In der Tiefe aber begann ein heimlich Schaffen und Treiben. Die zerschlagenen und verscharren, die totglaubten, die unsterblichen Hoffnungen begannen sich zu regen. Sie sogen Kraft aus den Gebeten, herbe aus den Flüchen, Stärke aus den Schwüren und Tränen. Es kam das Frühjahr, und ein grüner Schaft hob sich aus dem noch halb gefrorenen Boden. Die Sonne küßte ihn, der Regen säugte ihn, die Winde wiegten ihn in ihren Armen. Als die Grenzwächter sich den Winterschlaf aus den Augen wüschten, war der Sproß zu einem schlanken, jungen Stämmchen geworden.

„Das ist Verrat!“ schrien sie und wollten dem jungen Baum mit Beilen und Sägen ans Leben. Da aber begehrten die Menschen auf, das wollten sie nicht dulden. Dieser Baum war ihren Hoffnungen und ihrem Leid entsprossen, heilig war er und unantastbar. Und sie hüteten ihn als etwas Kostbares, und ließen ihm kein Leid geschehen.

Der Baum wuchs und wuchs, trieb Aeste und Zweige in die Höhe und in die Breite, die Vögel nisteten, die Bienen orgelten darin. Und als die Zeit der Reife kam, spendete er den Menschen seine Früchte, herrliche Früchte voller Saft und Süßigkeit und voll herber, gesammelter Kraft.